

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eingegangene Geschenke für die Bibliothek der "Brandenburgia".

und die gratis gegebene Quantität an Baumaterialien und Geld für jedes Haus lässt sich nach der Zahl der bewilligten Portionen leicht berechnen.

Das Ergebnis solcher Rechnung zeigt, mit welchen relativ grossen Opfern Fr. W. I. dieses, sein zweites Lieblingswerk, zu fördern suchte. Welche anderweiten Einflüsse er zu dieser Förderung sonst noch ausübte, ist aus der geschichtlichen Charakteristik seiner Person bekannt.

Die Vorliebe für den Ausbau der Friedrichstadt stand der für die Heranbildung einer tüchtigen Armee wenig nach.

War mit dieser letzteren ein Fundament gelegt für die Hebung Preussens und damit Deutschlands zur gegenwärtigen Grösse und zum gegenwärtigen gesicherten Wohlstand, denen wir den hohen Aufschwung unserer Stadt verdanken, so erscheint auch des Königs zweites Werk, die Friedrichstadt, deren Entwicklung zum verkehrreichsten und schönsten Stadtteil er durch wahrhaft grossstädtische Anordnung der Strassen und Plätze, gleichsam in Vorausahnung der künftigen Bedeutung fundiert hat, als ein glänzendes Blatt in seinem Thatenkranz.

6. Herr Professor Dr. Johannes Frenzel hielt den angekündigten Vortrag: Zur Naturgeschichte des Müggelsees. Er verbreitete sich zunächst über die Gestalt des Sees, seine Zu- und Abflüsse und schilderte dann die Fauna und Flora nach den Wasserschichten, den Jahreszeiten, dem Einfluss des Menschen u. s. w. Unterstützt wurde der Vortrag, welcher mit grossem Beifall aufgenommen wurde, durch eine reiche Zahl von Demonstrationsobjekten.

7) Nach dem Schluss der Sitzung vereinigte sich noch eine Anzahl der Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Ratskeller.

Eingegangene Geschenke für die Bibliothek der „Brandenburgia“.

Herr Bürgerdeputirter **Dr. Carl Bolle**: Bolle, Etwas über Ahorne. Berlin 1894. gr. 8. 9 S.

„ **Fritz Eichberg**: Eichberg, die Mark Brandenburg in Sage und Lied. Berlin 1894. 8.

„ Geh. Regierungsrat **Friedel**: a., Riedel, Katholisches Leben in der Mark Brandenburg; Berlin 1894. 8. b, Muret, Geschichte des Kinderhospiz der franz.-reformirten Gemeinde in Berlin; Berlin 1894. 8. c., Muret, Geschichte der ersten städtischen höheren Töchterchule in Berlin. Berlin 1888. 8.

„ Oberlehrer **Dr. Graupe**: Graupe, die Ostseeküste von Colberg bis Heiligendamm und Rügen. Berlin 1894. 8.

- Herr Techniker **Pütz**: Pütz, Die Grundzüge der Kartographie für Natur- und Wanderfreunde: Berlin 1887. *.
- „ Divisionspfarrer **Schild** in Torgau: Schild, Zum 350jährigen Jubiläum der Garnisonkirche auf Schloss Hartenfels in Torgau; Halle 1894. *.
- „ Bankbuchhalter **Tismar**: Fontane's Führer durch die Umgegend Berlins. I. Theil. Berlin 1892. *.
- „ Rittergutsbesitzer **Treichel** auf Hoch Palleschken, Provinz W.-Preussen: Treichel, Steinsagen. *.
- „ **Georg Voss**: Voss, Die Wandmalerei der Kirche zu Dahlem bei Berlin; Berlin 1894. Folio.
- „ Professor **Dr. Wahnschaffe**: Wahnschaffe, Die Lagerungsverhältnisse des Tertiärs und Quartärs der Gegend von Buckow; Berlin, 1894. *.

Institute und Vereine

mit denen die „Brandenburgia“ im Schriften-Austausch-Verkehr steht.

- Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
- Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
„ Naturwissenschaftliche Wochenschrift.
- Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogthum Hessen.
- Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landestheile.
- Dresden: Königl. Sächsischer Altertumsverein.
- Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
- Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
- Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
- Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
- Frankfurt a/O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt.
- Giessen: Oberhessischer Geschichts-Verein.
- Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
- Greifswald: Gesellschaft für Pommersche Geschichte.
- Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
- Halle: Verein für Erdkunde.
- Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
- Insterburg: Altertums-Gesellschaft.
- Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Roda.
- Kempten: Allgäuer Geschichts-Verein.
- Kiel: Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
- „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
- Königsberg i/Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
- Landsberg a/W.: Verein für Geschichte der Neumark.

- Linz: Österreichischer Gewerbe-Verein.
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Münster Westphälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Nürnberg: Germanisches National-Museum.
 " Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Prag: Altertums-Museum.
 " Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 Riga: Verein für livländische Geschichte.
 Salzburg: Städtisches Museum „Carolino-Augusteum“.
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.
 Stockholm: Kgl. Vitterhets Historie och Antiquitäts Akademien.
 Strassburg i./E: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Torgau: Altertums-Verein.
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Worms: Wormser Altertums-Verein.
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Kleine Mitteilungen.

Über die Krebspest. Im Anfang der achtziger Jahre trat die unter dem Namen Krebspest (*Mykosis astacina*) den Züchtern nur zu wohl bekannte Krankheit zum ersten Male epidemisch im Odergebiete auf, und zwar mit so furchtbarem Erfolge, dass im Laufe eines Jahres der Krebsstand der Oder vollständig vernichtet und ein ehemals blühender Zweig der Fischerei ruiniert wurde. Die Untersuchungen von Professor Dr. Leuckart in Leipzig ergaben als wahrscheinlich, dass irgend ein krankheitserregender Pilz die Ursache des Massensterbens sein müsse, und nach sehr eingehenden Forschungen stellte Professor Harz, der Bakteriologe der königlichen Tierarzneischule in München, später fest, dass die Krebspest hervorgerufen und verbreitet wird durch eine Pilzart aus der Familie der Saprolegnien, die den Bakterien nahe verwandt sind, aber in wesentlich grösseren Entwicklungsformen auftreten. Am bekanntesten sind die in Form weisser Schleimfäden in kleinen Büscheln an Goldfischen und Karpfen auftretenden Saprolegnia-Arten, die aber nur selten Epidemien bewirken, sondern meist nur einzelne Fische befallen und tödten. Als vor fünfzehn Jahren in Folge der Seuche die Krebse in allen mit der Oder in Verbindung stehenden Gewässern ausstarben, wurden mit grossen Kosten Versuche gemacht, durch Aussetzen von

Muttertieren die Gewässer wieder mit Krebsen zu bevölkern. Recht glücklich waren die Versuche in den Hermsdorf-Wutzig-Lauchstädter Seen gelungen; denn diese zeigten bereits wieder eine solche Menge von Krebsen, dass der Pächter der Seen sich rühmen konnte, mehr als die Hälfte der Pacht, die jährlich 8500 Mark beträgt, aus dem Verkauf der Krebse zu gewinnen, von denen die grössten mit zehn bis zwölf Mark das Schock in Berlin verkauft wurden. Leider aber ist, wie seiner Zeit gemeldet, im Sommer 1894 im märkischen Odergebiet der verheerende Krebspilz abermals aufgetreten und im Herbst ist die epidemische Krebspest auch in diesen Seen aufs Neue ausgebrochen und hat bereits den gesamten Bestand daselbst wieder vernichtet. Die Seuche wird sich vermutlich wieder durch das gesamte Odergebiet fortpflanzen, denn wenn die Wissenschaft auch den Feind kennt, so steht sie ihm bisher doch leider noch vollkommen machtlos gegenüber. Alle Bemühungen des deutschen Fischerei-Vereins, sowie der beteiligten kleineren deutschen Fischerei-Vereine wegen Abhilfe, waren bislang von keinem nachhaltigen Erfolge gekrönt. In der Nachbarschaft Berlins werden nach Mitteilung unsers Mitgliedes Professors Dr. Joh. Frenzel, Direktors der Biologischen- und Fischerei-Anstalt zu Friedrichshagen, im Müggelsee, wieder junge Krebse bemerkt; hoffentlich wächst eine kräftigere Generation allmählich wieder heran. Ein grosser Teil des Verbrauchs in Berlin und anderen grossen Städten wird mit Krebsen aus Finland, Russland, Polen und Galizien gedeckt, die z. T. anderen Varietäten, z. T. einer anderen, weniger wohlschmeckenden Krebsart angehören. In Lübeck, welches einen grossen Export- und Import-Handel nach Finland unterhält, werden enorme Massen finischer Krebse eingeführt und diese zum grossen Teil nach Berlin, Hamburg und Paris vertrieben.

Über den Krebsfang in der Uckermark. Der gemeine Flusskrebs, *Astacus fluviatilis*, bewohnte in ungeheuren Mengen die Gewässer des südlichen Teiles der Uckermark, Kreis Angermünde. Trotz des Fanges Unberechtigter, entnahm der Fischereipächter des grossen Paarstein-Sees und der dazu gehörigen fünf kleineren Seen die jährliche Pachtsumme in Höhe von 800 bis 900 Thlr. allein aus dem Erlös des Krebsfanges. Die Oderkrebse, durch ihre Grösse ausgezeichnet, wurden in solchen Mengen gefangen, dass sie einen bedeutenden Handelsartikel bildeten, namentlich auch nach Berlin hin. Jedoch anfangs der achtziger Jahre trat eine seuchenartige Krankheit derartig unter den Krebsen auf, dass in wenigen Jahren sämtliche Krebse aus allen Gewässern verschwunden waren. An den Ufern des Paarstein-Sees lagen von den Wellen angeschwemmt ganze Haufen toter Krebse, den zahlreich herbei gelockten Krähen eine willkommene Beute. Wenngleich die dazu Berechtigten durch Einsetzen junger Krebse für Nachwuchs gesorgt haben, so dürfte doch noch manches Jahr vergehen ehe ein ergiebiger Fang zu erwarten ist.

Nun zu den hier früher üblichen Fangarten des Krebses. Vorweg bemerke ich jedoch, dass auch Unberechtigte oft in grosser Zahl den Krebsfang ausübten und zwar in einer Art und Weise, die von den Berechtigten selten oder garnicht angewandt wurde, trotzdem er überaus reichlich lohnend war.

Dieser Fang geschah in milden, windstillen Sommernächten und bediente man sich dazu eines Leuchtfeuers. Die Krebspfanne, ein aus Draht geflochtener Napf, woran ein langer Stiel befestigt werden konnte, war zur Aufnahme des harzigen Kiefernholzes bestimmt. Sobald dies in Brand gesetzt war, begab man sich in's Wasser und ging langsam am Ufer entlang. Die Pfanne wurde nach vorne in geringer Höhe über der Wasseroberfläche gehalten und erhellte dieselbe in ziemlichem Umkreise bis auf den Grund. Durch diesen Schein angelockt kamen nun die Krebse aus ihren Schlupfwinkeln in grossen Mengen hervor und wurden mit den Händen gegriffen. Die Ausbeute eines solchen nächtlichen Fanges, woran sich zwei auch drei Personen beteiligten, belief sich, wie mir kürzlich ein dabei oft beteiligt gewesener alter Mann sagte, auf 20 bis 30 Schock. Die grössten davon wurden das Schock mit 50 Pf., die mittleren mit 20- bis 25 Pf. und die kleinen mit 10 Pf. bezahlt.

Die zum Fange Berechtigten bedienten sich dabei der Krebsreusen oder auch Krebskörbe genannt. Diese waren etwa 1 m lang, ründlich, und hatten an den Enden 20 und in der Mitte 25 cm Durchmesser. Sie waren aus glatten Kiefernstäben, welche durch ebensolche Wurzeln verflochten waren, hergestellt, und an beiden Enden so eingerichtet, dass die Krebse wohl hinein aber nicht wieder hinaus kriechen konnten. In der Mitte war eine Thür angebracht, die durch Wurzelringe fest verschlossen werden konnte. Inwendig befand sich ein Stäbchen, woran als Lockspeise oder Köder ein toter Fisch oder Frosch, oft auch nur die Keulen desselben befestigt wurden. Zum sichern Wiederfinden dieser Reusen dienten daran befestigte Kiefernwurzeln, die am oberen Ende mit einem handgrossen Stück Kiefernborke versehen waren. Gelegt wurden diese Reusen in nicht allzugrosse Tiefen, aber doch in einiger Entfernung vom Ufer und waren nur mittels eines Fahrzeuges erreichbar. Der Ertrag dieses Fanges hing selbstverständlich von der Menge der ausgelegten Reusen ab.

Ausser den Kadavern von Fischen und Fröschen als Köder zum Krebsfang, sah ich, wie ein Fischer, der nur einen Teil des Paarsteiner-Sees befischte, hierzu die reifen Hollunderbeeren verwandte und einen weit ergiebigeren Fang machte als mit den Fleischködern. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der Mann, dass er auch grüne Beeren von einem Kraute, welches er aber nicht kenne, dazu benutze und ebensoviele Krebse damit fange. Da er mir dies Kraut nicht nennen, auch nicht vorzeigen konnte, so schickte er es mir nachher zu. Es war *Spergula arvensis*. Schliesslich drückte der Mann noch sein lebhaftes Bedauern darüber aus, dass er diese beiden Beerenarten nicht in der besten Fangzeit haben könne, da sie ja erst so spät heranreifen. Als diese Zeit bezeichnete er die Monate: Mai, Juni, Juli und August und meinte, dass die Krebse in dieser Zeit auch am besten schmeckten. Mir war dieses Erlebnis und die Thatsache, dass der Krebs auch Pflanzenkost geniesst, von grossem Interesse, weil ich bis dahin geglaubt hatte, er sättige sich nur von Fleischkost. Auch habe ich seiner Zeit dem botanischen Verein der Mark Brandenburg über diese Fangart Mitteilung gemacht.

Noch will ich hinzufügen, dass hiesige Fischer mir erzählten, die Oderkrebse gingen in der Zeit, wo das Wasser blühe, des Nachts auf's Land, und

hätten sie vor Aufgang der Sonne in dem thauigen Ufergrase oft grosse Mengen mit Händen gegriffen. Das Blühen des Wassers ist die Zeit, in der dasselbe von den darin vorkommenden Algen grün erscheint, was meistens im Monat Juli und August vorkommt.

Oderberg, Mark.

Heinrich Lange.

Die weissen Sandberge am Südrande der Jungfernhaide. Es ist das unabwendbare Schicksal aller Romantik, soweit wir mit diesem Begriff den Gegensatz zum Gewöhnlichen, Alltäglichen bezeichnen, vor den Anforderungen des aufs Äusserste gesteigerten Nützlichkeits-Prinzips der Gegenwart das Feld zu räumen.

Lässt sich das romantische Element durch das freie Spiel mannigfaltig geschwungener Linien versinnbilden, so ist der Ausdruck des erwerbsbeffissenen Culturlebens die nüchterne, gerade Linie, und in diese Zwangsjacke pressen wir beim Verfolgen jenes Prinzipes allenthalben den wohlgefälligen Lauf der von der Natur selbst geformten Linien im Antlitz der Erde. Wo vordem der herrliche Strom zwischen selbstgeschaffenen Ufern, mit dessen anmuthig wechselnden Linien die plätschernde Welle ihr kosendes Spiel trieb, behaglich dahinfloss, zwingt jetzt ein festes, nur zuweilen von starren Bühnen unterbrochenes Gefüge von Steinmauern das flüssige Element in enge, gleichmässige Grenzen. An Stelle des alten, dereinst von unseren Urahnen gebahnten Feldweges, der mit seinen ausgefahrenen Furchen fast wie eine lebendig pulsirende Ader die Flur durchzog, und an dessen grünen Rainen wir als Kinder jubelnd die ersten Veilchen begrüsst, erblickt das Auge auf den nach den Anforderungen der Neuzeit regulirten „consolidirten“ Feldmarken nur ein Netz sich rechtwinkelig kreuzender, schnurgerader Wege, eine moderne Erfüllung der Bibelworte: „Was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Eine die Heimatkunde in gewissem Sinne nicht unberührt lassende Bestätigung dieser Worte bietet sich uns zur Zeit dar, wenn wir, die Ringbahnhaltestelle „Jungfernhaide“ zum Ausgangspunkt nehmend, jenen Teil des Spreethals aufsuchen, der zwischen den Höhen von Westend und der Jungfernhaide in Jahrhunderte alter, scheinbar noch unberührter Eigenart anmuthend, den Fluss, der hier erst vor einigen Jahren seine natürlichen Ufer den mächtigen Schleusenwerken opfern musste, seiner nahen Vereinigung mit der Havel zuführt. Hinter dem (um mit Fontane zu reden) in Backstein-Sauberkeit und Styl-Jammer erbauten Wohnhaus der Schleusenbeamten lenkt der Weg bald dem nahen Waldessaum zu. Es ist eine sandige, schlechtgepflegte Strasse, die wir ziemlich einsam, mit den Thürmen von Spandau in Sicht, wandern, und doch erzählt sie dem lauschenden Ohr ein Stück altersgrauer Vergangenheit. Der Nonnendamm ist sie geheissen, und das weite Wiesenland ringsum sind die Nonnenwiesen, die ebenso wie der vor uns am Horizonte sich hinziehende Kiefernwald, die Jungfernhaide an jene Zeit erinnern, da die ganze Gegend und zwar östlich bis zu einer von Martinikenfelde bis Reinikendorf gezogenen Linie zu dem Ende des 13. Jahrhunderts gestifteten Jungfernkloster zu Spandau gehörte. Auch ein Stück

Urgeschichte birgt der moorige Wiesengrund, durch welchen dieser Damm dereinst wohl als kürzeste Verbindung zwischen Charlottenburg und dem ältesten Teile von Spandau, der Citadelle angeschüttet wurde; denn es ist ein altes breites Flussbett, das wir durchqueren, das Bett jenes Urstromes, in welchem einst die Wasser der Oder nebst der heutigen, damals als Nebenfluss zu diesem Urstromen gehörenden Spree dahinrauschten, und in welchem, nachdem die Oder ihren Weg nordwärts genommen, die unscheinbare Spree sich ausnimmt „wie die Maus im Käfig des entflohenen Löwen“ (Berendt). Deutlich liegt der südliche Rand dieses alten Flusstales, das linke Ufer, an welchem die Wasser unleugbare Spuren zurückgelassen, vor uns, während das rechte, infolge der Einmündung eines Nebenflusses ohnehin weniger scharf ausgeprägte Ufer unsern Blicken entzogen ist. Es erscheint ganz naturgemäss, dass gegenüber diesem von N. kommenden Zufuss, als deren winzigen Rest wir die verschrieene Panke, vielleicht auch das Hermsdorfer Fliess ansehen können, jener Urstrom seine tiefste Rinne am südlichen Punkte des Querprofiles, also dort, wo heute die Spree fliesst, bilden musste.

Bald haben wir den Wald erreicht, zwischen dessen mächtigen, mit Eichen untermischten Kiefern der Weg als der Typus eines märkischen Waldweges mit „mahlendem Sande“ verschwindet. Hier zweigt sich links, nur dem Kundigen bemerkbar, ein Fusspfad ab, der, die Grenze zwischen dem königlichen Forst und dem Wiesenland bildend, weiterhin über die auf der Karte verzeichneten weissen Sandberge verläuft. Zwischen dem zur Rechten ansteigenden Waldesdunkel und dem in saftigstem Grün leuchtenden Wiesengrund, in welchem hier und da Ueberbleibsel jenes Urstromes aufblitzen, von rauschendem Schilf beschattet, enthüllt uns der Pfad ein köstliches Stück von Natureinsamkeit, das um so reger zum Herzen spricht, als die Nähe der eben verlassenenen und kaum unserm Gesichtskreis entzogenen Hauptstadt ihm die Wirkung des gänzlich Unerwarteten, den Reiz des packenden Gegensatzes verleiht. Über den weiten, schweigenden Wiesenplan schweift der Blick hinüber zu den Höhen von Westend, wo der dunkle Saum des Grunewaldes sichtbar wird, während am Fusse, wo windgeblähte, in der Sonne leuchtende Segel den Lauf der Spree andeuten, der Fürstenbrunn quillt, dessen perlendes Wasser schon die Tafel des Grossen Kurfürsten bereicherte.

Aber schon griff, wie wir beim Weiterwandern erfahren müssen, die erwerbsbeflissene Menschenhand störend in diese Idylle. Denn dort, wo ehemals zwischen dem dunklen Waldessaum und dem saftiggrünen Wiesengrund die blendend leuchtende Dünenreihe der weissen Sandberge sich als eine kühn gesteigerte, wirkungsvolle Fortsetzung des ebengeschilderten Bildes anschloss, da stürzt jetzt schroff und unvermittelt der Wald in nackter Böschung, aus der noch einzelne Wurzelenden, stumm wehklagende Zeugen des Geschehenen, hervorragen, gegen die Ebene ab, während das Vorland, d. h. die eigentliche Grundfläche der ehemaligen Dünenreihe zu einer Obstpflanzung umgewandelt ist, deren junge Zöglinge in dem sterilen Sande zur Zeit ein Mitleid erregendes Dasein fristen.

Diese im vorigen Jahre begonnene und jetzt ihrer Vollendung nahe gerückte Arbeit, durch welche ein für die Geologie unserer Mark so inter-

essantes Blatt aus ihrer Naturgeschichte jährlings herausgerissen wurde, geschah seitens der Besitzer der in der Nähe an einem Spreearm gelegenen Stearin-Fabrik (Motard & Co.) als Eigentümer dieses Geländes; denn die in ihren Fusspunkten natürlich überall unverrückt gebliebene Forstgrenze zog über den nördlichen Abfall der Dünenreihe hinweg, sodass die Hauptmasse derselben ausserhalb des fiskalischen Gebietes lag. Am westlichen Ende des Dünenzuges, auf dem Sternberge, der mit 135' absoluter und 35' relativer (über dem Spreespiegel) Höhe die höchste Erhebung desselben bildete und einen sehr lohnenden Blick über das Spreethal, auf Spandau und die nordwestlichen Abhänge des Grunewaldes darbot, befand sich auch (ein Moment für die Bedeutung selbst so geringer Bodenerhebungen im Flachlande) ein Dreieckspunkt der Landesaufnahme des Königl. Generalstabes.

Die mit der Abtragung jener Anhöhe erfolgte Beseitigung dieser Marke, welche dem Eigentümer des nunmehr unter den Begriff „Gartenland“ fallenden Geländes gesetzlich erlaubt war, machte das Festlegen eines neuen Punktes nothwendig, was unter den nunmehr obwaltenden Verhältnissen eine nur unvollkommen zu lösende Aufgabe wurde.

Was nun Menschenhand hier scheinbar unwäzchend vollbringt, ist eigentlich nur die Fortsetzung eines von der Natur in ihrer nimmer rastenden Thätigkeit begonnenen Werkes. Wenn wir zweifelsohne zur Annahme berechtigt sind, dass diese Dünen ehemals bedeutend höher waren, als in unseren Tagen, und dass die vorherrschend nördlichen bis nordwestlichen Winde im Laufe der ungezählten Jahrtausende eine allmähliche Abtragung der noch nicht durch vorliegenden Hochwald geschützten Sandberge in das unmittelbar angrenzende Moorland bewirkt haben, so erklärt diese natürliche, kulturtechnische Arbeit auch die immerhin auffallende Thatsache, dass hier die vorerwähnte Fabrikanlage inmitten des umgebenden, unsicheren Moorbodens einen geeigneten Baugrund fand, und so war auch der Weg gewiesen, durch weitere Abtragung jener Dünenreihe und geeignete Vermischung von Sand- und Moorboden jenes Gebiet für die Kultur zu gewinnen, bevor nach weiteren, unzählbaren Jahrtausenden die Kiefern des Waldes davon Besitz genommen. So entbehrt dieses Menschenwerk, wenn man auch das jähe Verschwinden des mannigfaltig geformten, malerischen Dünenzuges, der diesem Landschaftsbilde ein so eigenartiges Gepräge gab, immer wird bedauern dürfen, doch nicht eines versöhnenden Momentes; und wenn erst im Verlaufe der Jahre die jungen Stämme jener Obstpflanzen sich zu kräftigen, breitkronigen Bäumen entwickelt haben werden, deren festliches Blüthengewand von dem dunklen Waldesgrund leuchtend sich abheben wird, dann, aber erst dann mag auch der Naturfreund sich mit dieser Veränderung der Landkarte aussöhnen.

Berlin, im Mai 1895.

W. Pütz.

Kaffee und Thee bei unseren Altvorderen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Heimat. Von Ernst Friedel.

a. Der vornehme Kaffee.

In dem jetzigen, damals noch polnischen Westpreussen, Danziger Gegend, sagt (in Selimenes [alias Johann Michaelis F. bezeichnet], der Nor-

dische Robinson, Kopenbagen 1741 Teil 2, S. 64) um 1740 ein Mann zu seiner Frau, als sie unvermutet in die Notwendigkeit versetzt werden, vornehmen Besuch plötzlich bewirten zu müssen: „Thée ist doch nur ein täglich Geträncke, aber ich will Dir Coffée schaffen, das wird weit vornehmer stehen.“ — „Worauf er sich unverzüglich aufmachte, und nach einem eine halbe Meile davon liegenden Städtgen marschirte, wo er bey einem Kramer drey Paar Thée-Tassen, und in der Apothecke den Coffée und Aqua vitae einhandelte, Zucker aber vergass; worüber er sich nachgehends ein klein Räsuschgen anhing, und erst spät in die Nacht zu Hause kam.“ — Damals also, schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war in den polnischen Landesteilen Thee das gemeine, Kaffee das feine Getränk. Thee trank man aus Gläsern, zu dem „fürnehmen“ Kaffee mussten besondere Tassen erst noch eigens gekauft werden.

b. Der vornehme Thee.

Solches Bezeichnen des Kaffees als eines vornehmen Getränkes, welches man wie eine seltene Droge in der Apotheke kauft, ist für den europäischen, vornehmlich den slavischen, Nordosten bezeichnend. Auch meint man, und im ganzen nicht ohne Grund, dass Kaffee das eigentliche National-Getränk der türkischen und der semitischen Muhamedaner sei. Aber hier giebt es gleich eine scheinbar befremdende Ausnahme. Die Mitglieder der letzten marokkanischen von Seiner Sherifischen Majestät vor einigen Jahren nach Berlin geschickten Gesandtschaft verlangten hier zum Erstaunen des Wirts, der sich auf Kaffee gefasst gemacht hatte, Thee zu trinken, den sie beiläufig, als sie ihn erhielten, mit Befremden zurückwiesen und als Zusatz dazu nach spanisch-portugiesischer Art „Yerba buena“, gutes Kraut, d. i. Pfefferminzblätter (*folia Menthae piperitae*) verlangten, mit welchem Krautzusatz der Thee in Marokko genossen wird. Er ist dort in den westlichen Teilen des nordafrikanischen Magrib durch die ersten Ostindien- und China-Fahrer die Portugiesen seit dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts eingeführt. Dagegen wird von Algerien ab östlich der Kaffee als Volksgetränk genossen, nur Tripolis macht als Theeland wieder eine Ausnahme.

Bei uns, also zunächst in Berlin und der Provinz Brandenburg hat der Kaffee weit leichter und allgemeiner Eingang gefunden als der Thee. Den Thee bevorzugende Länder sind hauptsächlich Portugal, England, Schottland, Irland, die Niederlande, einige Teile von Posen, und von Ost- bzw. Westpreussen, ferner ganz Ostfriesland, Oldenburg und die an der Nordsee liegenden Marschgegenden von Hannover und Schleswig-Holstein, wo man z. B. den Arbeitern in der Ernte kalten Thee mitgiebt, um dem Genuss des in der heissen Jahreszeit leicht Fieber verbreitenden natürlichen Wassers vorzubeugen, ferner Polen, das europäische und asiatische Russland, die Tartarei, Mongolei, China, Korea, Japan, endlich das angelsächsische Nordamerika.

Dagegen kommt bislang der Thee in den übrigen deutschen Landesteilen nicht in dem gleichen Maasse wie der Kaffee zur Geltung. Man verstand und versteht den Thee noch immer nicht bei uns in den grossen Volkskreisen zuzubereiten. Man kocht einen dünnen Absud aus den Thee-

blättern und benutzt letztere nicht selten zu einem zweiten Dekokt, indem man den faden Geschmack des schlechten Gebräus durch Zusatz von Gewürzen (Nelken, Kardamom, Zimmet, Vanille, Gewürz-Nägelchen, Muskat u. dergl.) zu verdecken beliebt. Die russisch-polnische Sitte, den Thee aus Gläsern zu trinken und zwar einen Thee ohne Milch aber mit saftigen Citronenscheiben versetzt, hat ebensowenig wie der umständliche Samovar, die nationalrussische Theemaschine, bei uns Eingang gefunden, obwohl wir den russischen Thee (Karawanen-Thee) höher schätzen als den sogen. ostindischen Thee, welcher von China zu Schiffe kommt. In Süd-deutschland, namentlich Bayern, ist der Thee noch immer recht wenig beliebt und in Berlin, in Brandenburg, in Pommern konnte man noch vor wenigen Jahren in den Bürgerfamilien den Ausdruck hören „der vornehme Thee“.

c. „Der Caffetist.“

Ein Lob-Gedicht Auf den Caffé“ betitelt sich ein im Märk. Museum befindliches, im Jahr 1747 (ohne Angabe des Druck- bzw. des Verlagsorts) in gr. 4 gedrucktes Poem von 70 sechszeiligen Strophen mit der Widmung:

Ich bitte, zürnet nicht, ihr Herrn Krambambulisten,*)
 Ihr kommet sonst zu kurz, mit unsern Caffetisten:
 Ihr habt in eurem Blat weitläufftig ausgeführt,
 Was der Krambambuli vor Denckungs-Stoff gebiert;
 Wir haben eben dis von dem Caffé gewaget,
 Und wohl nicht weniger, als dorten ihr gesaget,
 Doch mit dem Unterschied, dass euch ein Wörterspiel
 Und uns die Sache selbst zum Denckungs-Stoff gefiel. --

Das Lob des damals namentlich von denjenigen Regierungen, welche nicht Kaffee producierende Kolonien besaßen, viel angefeindeten arabischen Nationalgetränks wird in dem erwähnten Gedichte begeistert gesungen. Die Vorbereitung für den Kaffeetisch giebt ein Sittenbild der Zeit:

Man setzt den Tisch, darauf die Schaaalen,
 Vom feinsten Dresdner Porcellan,
 Die mit weit schönern Farben pralen,
 Als China selbst nicht liefern kan,
 Und mit viel bessrer Zeichnung prangen,
 Als wir von Japan her empfangen.

*) Gemeint ist der bei den Studenten des 18. Jahrhunderts so beliebte Crambambuli-Wein, von dem das alte Burschenlied singt:

Crambambuli, das ist der Titel
 Des Tranks, der sich bei uns bewährt;
 Das ist ein ganz probates Mittel,
 Wenn uns was Böses widerfährt.
 Des Abends spät, des Morgens früh
 Trink' ich mein Glas Crambambuli,
 Crambambuli, Crambambuli.

Ach, wenn die lieben Eltern wüssten
 Der Herren Söhne grosse Not,
 Wie sie so flott verkeilen müssten,
 Sie weinten sich die Äuglein rot!
 Indessen thun die Fili
 Sich bene beim Crambambuli,
 Crambambuli, Crambambuli.

u. s. f.

Sie werden sauber ausgeschwäncket,
 Die Gäste setzen sich dann hin;
 Selbst der Caffé wird eingeschencket
 Aus Silber, Kupffer oder Zinn,
 Nachdem es Zeit und Umstand giebet
 Und einem jeden selbst beliebt.

Man blässt, man schlörfft, man saugt, man rühret,
 Man trinckt mit Milch und auch allein;
 Wie Jeder bei sich Lust verspüret,
 So schluckt er diesen Nectar ein,
 Den Gott den Sterblichen gegeben,
 Damit sie hier vergnügter leben. —

Zum Schluss heisst es:

Wer den Caffé zuerst erfunden,
 Und unsern Vättern kund gemacht,
 Dem sey jetzt unsre Welt verbunden,
 Die Nachwelt auch darauf bedacht,
 Sein Angedenken zu erneuern,
 Und es aus Dankbarkeit zu feyern.

Hier kommt auch Horricher zu statten,
 Der Leipziger Theocritus:
 Nur Schade, dass er längst im Schatten
 Des dunkeln Grabes liegen muss,
 Als der mit Griechisch-netter Zungen
 Den Thee so angenehm besungen.

Wie würd er den Caffé erst preisen,
 Wie würd er erst sein Lob erhöh'n:
 Was sollten nicht für süsse Weisen
 Aus dem gelährten Munde geh'n,
 Wofern er diesen Tranck geschmecket,
 In dem so grosse Wollust stecket.

Allein genug: Schweigt müde Saiten,
 Der Kiel ist stumpff, die Hand ist matt,
 Auf! Lasst mir nun Caffé bereiten,
 Dass Geist und Leib sein Labsal hat,
 Aus dieser braunen Hippocrene
 Trinck ich das Wohl der Mussen-Söhne.*)

Alle Mittel den Kaffeegenuss einzuschränken oder mindestens die höchstmögliche Steuer von ihm einzutreiben, hinderten die Ausbreitung desselben

*) Nach den Schlussversen möchte der Verfasser in einer Universitätsstadt Leipzig, Jena, Wittenberg etwa zu suchen sein.

nicht. Die preussische Kaffeeordnung vom 21. Januar 1781, die berüchtigten Kaffeeriecher, die sonstigen Massregeln des Alten Fritz nach der bezeichneten Richtung hin sind zu bekannt, um hier besonders aufgeführt zu werden. In anderen Staaten suchte man den Kaffeetrinkern durch Rechtskniffe beizukommen. Im Stifte Osnabrück war es Verordnung, dass Bezahlung für geborgten Kaffee gegen einen steuerbaren Unterthanen nicht gerichtlich eingeklagt und im Konkurs nicht geltend gemacht werden konnte. Auch der Verfasser der „Patriotischen Phantasien“*) hat sich den Kopf über die „Mokka-Frage“ zerbrochen und einen Aufsatz verfasst: „Ein sicheres Mittel, das gar zu häufige Kaffeetrinken abzuschaffen“. Die Erfahrung hat bewiesen, sagt Möser, dass alle bisherigen Verordnungen und Anstalten einzelner Reichsstände gegen das Kaffeetrinken wenig oder nichts gefruchtet haben, und man kann ohne eben ein grosser Prophet zu sein, wohl vorher sagen, dass dieselben künftig ein gleiches Schicksal haben werden. Wenn aber sämtliche Reichsstände sich dahin vereinigten, dass künftig der Handel einzig allein in den Händen der Obrigkeit sei, und diese bei Strafe von Hundert Mark lötigem Goldes keinem andern diesen Handel in ihrem Lande gestatten, und selbst das Pfund nicht unter einem Gulden verkaufen lassen sollte; so würde dieses nicht allein ein grosser Vorteil für die städtischen Kammereien oder Steuerkassen, sondern auch ein sicheres Mittel sein, den gar zu häufigen Gebrauch des Kaffeetrinkens einzuschränken.

Bei diesen Anstalten brauchte man, so schliesst der patriotische Phantast, den gehässigen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringeren, Reichen und Armen gar nicht zu machen; sondern ein Jeder, der seinen Gulden für das Pfund bezahlt**) hätte, hätte vor wie nach die Freiheit, denselben nach eigenem Belieben zu trinken; und die Magisträte sorgten dafür, dass allezeit guter Kaffee verkauft würde. Vielleicht folgten andre benachbarte Reiche, welche keine Kaffeepflanzungen haben, diesem Exempel, und legten durch ihre gemeinschaftlichen Bemühungen den Grund zu Europas Glückseligkeit.

Also vor über hundert Jahren das Kaffeemonopol, als Vorläufer des Tabackmonopols, als Grundlage von Europas Glückseligkeit gedacht.

*) Justus Möser, geb. 14. Dezember 1720 zu Osnabrück, ebendasselbst als Geheimer Justizrat am 8. Jannar 1794 verstorben, der grösste deutsche Publizist seiner Zeit, als Finanzmann ein würdiger Vorläufer des Preussischen Finanzministers Dr. Miquel, der als Oberbürgermeister von Osnabrück das Kammerei- und Etatswesen dieser Stadt jahrelang geleitet hat.

**) Der von Möser gemeinte Gulden Rheinisch gleich Einer Mark 70 Pf. wäre ein sehr hoher Verkaufspreis gewesen, denn obwohl der Kaffee bei uns in den letzten Jahren stets teurer geworden ist, kann man für 1 Mark 50 Pf. das Pfund recht guten Kaffees kaufen. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, dass der Wert des Geldes im vorigen Jahrhundert erheblich höher war.